

Krankheit und Spiritualität

Aus einer rationalen Perspektive müssen Krankheit und Spiritualität als unüberbrückbare Gegensätze erscheinen. Wohl kann die Sehnsucht nach Heil und Heilung aus einem Zustand des Krankseins erwachsen. Ihrem eigentlichen Wesen nach aber bilden Krankheit und Spiritualität unvereinbare Pole. Davon zeugt zunächst auch die folgende Passage aus dem autobiografisch gefärbten Roman „Der Idiot“ von Fjodor Dostojewskij. Darin reflektiert der Fürst Lew Myschkin sein seelisches Befinden wie folgt¹:

„Er dachte jetzt daran, dass es in seinem epileptischen Zustand einen Moment gab, der dem Anfall fast unmittelbar vorausging ..., da es inmitten der Traurigkeit, des seelischen Dunkels und der Depression in seinem Gehirn für Augenblicke gleichsam aufflammte und alle seine Lebenskräfte sich plötzlich mit einem ausserordentlichen Ruck anspannten. Das Empfinden des Lebens und das Selbstbewusstsein verzehnfachten sich fast in diesen Augenblicken, die nur die Dauer eines Blitzes hatten. Verstand und Herz wurden von einem ungewöhnlichen Licht durchdrungen, alle seine Zweifel und alle seine Unruhe schienen sich auf einmal zu besänftigen und in eine höhere Ruhe aufzulösen, die von einer hellen harmonischen Freude und Hoffnung und von der Vernunft und der Erkenntnis der Endursachen erfüllt war. Diese lichten Momente waren aber nur die Vorahnung jener endgültigen Sekunde ..., mit welcher der Anfall selbst begann. Diese Sekunde war natürlich unerträglich. Wenn er später, wieder in gesundem Zustande, über diesen Augenblick nachdachte, sagte er sich oft, dass dieses ganze blitzartige Aufleuchten des höheren Selbstgefühls und Selbstbewusstseins und folglich auch des ‚höheren Seins‘ nichts anderes als Krankheit, als Aufhören des normalen Zustandes sei; in diesem Falle könnte das aber gar nicht ein höheres Selbst genannt werden, sondern müsste im Gegenteil zu den niedrigsten Momenten des Lebens gezählt werden“.

Dieser Text stellt uns vor ein Dilemma: Wird Krankheit in Kategorien wie „abnorm“ oder „pathologisch“ eingeordnet, so besteht die Gefahr, dass auch das mystische Einheitserleben, ja selbst die betroffene Person, dem Verdikt der Anomalie unterstellt wird. Dostojewskij löst das Problem im Text folgendermassen:

„Und doch gelangte er“, der Fürst, „endlich zu folgendem paradoxen Schluss: ‚Was folgt denn daraus, dass es ein Krankheit ist?‘ fragte er sich, ‚wen geht es etwas an, dass diese Spannung anomal ist, wenn das Resultat selbst, wenn der der Augenblick dieser Empfindung, im gesunden Zustand betrachtet und ins Gedächtnis zurückgerufen, sich als im höchsten Grade harmonisch und schön erweist und ein bis dahin nie gekanntes Gefühl der Fülle, des Gleichmasses, der Versöhnung und des begeistertsten, an ein Gebet erinnerndes Aufgehens in die höchste Synthese des Lebens ergibt?“

Durch den Verzicht auf eine Qualifizierung tritt der jeder Erkrankung zugrundeliegende Zustand des Leidens als neutrales Phänomen und ohne negative Konnotation in den Vordergrund. Dies wird besonders von psychisch belasteten Menschen wesentlich besser toleriert. Das Wort Patient leitet sich denn auch von lateinisch *pati* = erleiden, erdulden, ab. Daher ist der Patient zuallererst immer ein Leidender und Erduldender. Währenddem das Stigma einer Krankheit, vor allem wenn sie die Psyche betrifft, immer nach möglichst rascher Therapie schreit oder gar Ablehnung hervorruft, vermag Leiden dagegen sogar Mitgefühl und Anteilnahme zu wecken. Darüber hinaus lässt Leiden in seiner Innerlichkeit viel eher die subjektiv zu beantwortende Sinnfrage zu. Schmerz kann schliesslich im Leben auch als physiologischer Prozess, etwa bei der Geburt, in der Pubertät oder beim Eintritt ins Leben des Erwachsenen in Erscheinung treten.

Hier ist der finale Aspekt des Leidens angesprochen, welcher der inneren Reifung und persönlichen Entwicklung dient und so zur tieferen Gotteserfahrung führt.

¹ Fjodor Dostojewskij, *Der Idiot*, München 1955, S. 217. Ins Deutsche übertragen von Klara Brauner.

Davon gibt uns das Buch Hiob ein beeindruckendes Zeugnis. Das partikuläre Sinnkonzept, wonach dem Gerechten ein gutes Leben ohne Leiden beschieden ist, trägt den Leidenden nicht mehr. Dies führt zum Irrewerden an der Realität, weil ihm - dem Gerechten und stets Gottesfürchtigen - alles genommen wird, was ihm Wert war. Dieser unerträgliche Schmerz, dieses *mental pain*, bewirkt eine Neuattribuierung von Hiobs Sinnkonzeption. Sie führt zu einem umfassenderen Sinnverständnis: Gottes Ratschluss steht über allem, auch über Hiobs Gerechtigkeitsempfinden. Erst hieraus ereignet sich die eigentliche Gottesschau: „Vom Hörensagen hatte ich von die gehört, jetzt aber hat mein Auge dich gesehen“ heisst es in Hiob 42,5.

Jenem Leiden - das ist die finale Perspektive - liegt kein Verschulden zu Grunde; es dient vielmehr dem persönlichen Wachstum und führt zu einer Vertiefung der Gottesbeziehung. Georg Büchner hat die Theodizeefrage in seinem Stück *Dantons Tod* literarisch zunächst wie folgt beantwortet: „Warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riss in der Schöpfung von oben bis unten“². Die letzten Worte seines allzu kurzen, aber gleichwohl erfüllten Lebens lauteten indes: „Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein!“³ Dabei wird das Eingehen in Gott nicht als Gegensatz zum Leiden erlebt. Letzteres bildet vielmehr die zentrale Voraussetzung für diesen als existenziell erlebten Übergang, der zugleich die Wegscheide zwischen Gotteserfahrung und Ablehnung Gottes darstellt. Aus dieser Sicht bedeuten Kreuz und Auferstehung keine kontradiktorischen Gegensätze. Das Abgründige des Leidens wird vielmehr durch das erlösende Wirken Gottes überbrückt. Die Erfahrung dieser kreativen Kraft in Zeiten existenzieller Übergänge dürfte - selbstverständlich neben dem ekstatischen Hochgefühl - die Essenz aller Spiritualität bilden. Ihre Basis bildet die Materialität, die keinen Gegensatz zur Spiritualität darstellt, sondern die unabdingbare Voraussetzung dazu. Denn erst über den Körper, über das leibliche Erleben, kann die Polarität von Leid und Erlösung ganz überwunden werden.

Als Illustration soll noch Gustave Flauberts wunderbare Erzählung von St. Julian, dem Gastfreundlichen (*La Légende de Saint Julien l'Hospitalier*) dienen. Nach der Vorstellung des Vaters hätte Julian ein grosser Krieger werden sollen, gemäss seiner Mutter aber ein Heiliger. Zwischen materialistischen und spiritualistischen Ansprüchen hin- und hergerissen wählt er schliesslich den eigenen spirituellen Weg inneren Wachstums. Die eigentliche Transzendenzerfahrung wird ihm schliesslich als Eremit in einer einsamen Hütte am Ufer eines Flusses, inmitten ausgedehnter Sümpfe, zuteil:

„Eines Nachts im Schlaf glaubte er jemanden rufen zu hören. Er lauschte angestrengt und vernahm nur das Brüllen der Wogen. Aber dieselbe Stimme kam wieder: ‚Julian!‘ Sie kam vom anderen Ufer. Bei der Breite des Flusses erschien ihm das seltsam. Ein drittes Mal rief es: ‚Julian!‘ Und diese laute Stimme hatte den Ton einer Kirchenglocke. Als er seine Laterne angezündet hatte, trat er aus der Hütte. Ein wütender Orkan erfüllte die Nacht. Die Finsternis war unergründlich und wurde nur hier und da vom Weiss der schäumenden Wellen zerrissen. Nach einem Augenblick des Zögerns machte Julian die Bootsleine los. Und sogleich wurde das Wasser ruhig, die Barke glitt darüber hin und stiess an das andere Ufer, wo ein Mann wartete. Er war in ein Gewand aus Lumpen gehüllt. Das Gesicht glich einer Gipsmaske und die beiden Augen waren röter als glühende Kohlen. Als er ihm die Laterne entgegenhielt, bemerkte Julian, dass er von einem ekligen Aussatz bedeckt war. In seiner Haltung aber lag etwas von der majestätischen Würde eines Königs ... ‚Mich hungert!‘

² Georg Büchner, *Dantons Tod*, Stuttgart 2002, S. 52.

³ Zit. n. Ernst Johann, Büchner, Hamburg 1958, S. 161.

sprach er“, nachdem Julian zurückgerudert war und ihn in seine Hütte gebracht hatte. „Julian gab ihm, was er besass ... Darauf sprach er: ‚Mich dürstet!‘ Julian holte seinen Krug ... Dann sagte er: ‚Mich friert! ... Wie Eis liegt es in meinen Knochen! ... Da presste ihn der Aussätzige gegen sich, und plötzlich hatten seine Augen die Klarheit der Sterne. Seine Haare fielen lang herab wie die Strahlen der Sonne, der Hauch seiner Nase war süß wie von Rosen, eine Wolke von Weihrauch stieg auf von der Herdstelle, und die Wasser des Flusses sangen. Ein reicher Strom himmlischer Wonnen, eine übermenschliche Freude drangen wie eine Überschwemmung in die Seele des verzückten Julian. Der Fremde, dessen Arme ihn noch immer umschlangen, wurde grösser, immer grösser und berührte mit seinem Kopf und mit seinen Füßen die beiden Wände der Hütte. Das Dach flog ab, weit dehnte sich das Firmament. Und Julian stieg auf in die blauen Fernen, Angesicht in Angesicht mit unserem Herrn Jesus, der ihn in den Himmel trug“⁴.

⁴ Gustave Flaubert, La Légende de Saint Julien l'Hospitalier (Sankt Julian der Gastfreundliche), Ebenhausen bei München 1967, S. 83-93. Ins Deutsche übertragen von Ulrich Friedrich Müller.